

Michael Chabon

Die Vereinigung
jiddischer
Polizisten

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

Kiepenheuer & Witsch

Übersetzerin und Verlag danken Frau Prof. Dr. Marion Aptroot von der Abteilung für Jiddische Kultur, Sprache und Literatur der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf für ihre fachkundige Hilfe in allen Fragen der jiddischen Sprache und Kultur.

Ein Glossar befindet sich
am Ende des Buches.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *The Yiddish Policemen's Union*

© 2007 by Michael Chabon

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2008, 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und -motiv: © Rudolf Linn, Köln

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05238-1

1.

SEIT NEUN MONATEN HAUST LANDSMAN nun im Hotel Zamenhof, ohne dass es einem seiner Mitbewohner gelungen wäre, sich umbringen zu lassen. Jetzt hat jemand dem Gast von Zimmer 208 eine Kugel in den Kopf gejagt, einem Jid, der sich Emanuel Lasker nannte.

»Er ist nicht ans Telefon gegangen, er hat die Tür nicht aufgemacht«, sagt Tenenboym, der Nachtportier, als er Landsman aus den Federn holt. Landsman wohnt in Zimmer 505 mit Blick auf die Neonreklame des Hotels auf der anderen Seite der Max Nordau Street. Es heißt Blackpool, ein Wort, das in Landsmans Albträumen eine Rolle spielt. »Ich musste mir Zugang zu seinem Zimmer verschaffen.«

Der Nachtportier ist ein ehemaliger Marine und selbst einmal heroinabhängig gewesen, damals in den Sechzigern, als er vom Schlachtfeld des Kubakrieges zurückkehrte. Mütterlich kümmert er sich um die süchtigen Bewohner des Zamenhof. Er gewährt ihnen Kredite und sorgt dafür, dass sie ihre Ruhe haben, wenn es nötig ist.

»Haben Sie irgendwas in dem Zimmer angefasst?«, fragt Landsman.

»Nur Bargeld und Schmuck«, sagt Tenenboym.

Landsman schlüpft in Hose und Schuhe und zieht die Hosen-träger hoch. Dann dreht er sich zusammen mit Tenenboym zum Türknäuf um, an dem seine Krawatte hängt, rot mit einem dicken braunen Streifen, bereits zeitsparend vorgeknotet. Landsman bleiben noch acht Stunden bis zur nächsten Schicht. Acht verdammte Ratten-Stunden, in denen er in seinem mit Holzspänen gefüllten Glaskasten sitzt und an seiner Flasche nuckelt. Seufzend greift Landsman nach seiner Krawatte. Er schlüpft mit dem Kopf hindurch und schiebt den Knoten zum Kragen hoch. Dann

zieht er seine Jacke an, tastet nach der Brieftasche und der Polizeimarke in der Brusttasche und klopft auf die Scholem im Holster unter seinem Arm, eine kurzläufige Smith & Wesson Model 39.

»Ich wecke Sie nur ungern, Detective«, sagt Tenenboym. »Hab bloß gemerkt, dass Sie nicht richtig schlafen.«

»Ich schlafe«, sagt Landsman. Er greift zu dem Schnapsglas, mit dem er momentan liiert ist, ein Souvenir von der Weltausstellung 1977. »Allerdings in Hemd und Unterhose.« Landsman hebt das Glas und stößt auf die dreißig Jahre an, die seit der Weltausstellung in Sitka vergangen sind. Ein Höhepunkt der jüdischen Zivilisation im Norden sei sie gewesen, heißt es, und warum sollte er da widersprechen? In jenem Sommer war Meyer Landsman vierzehn und entdeckte die Herrlichkeit jüdischer Frauen, für die 1977 auch eine Art Höhepunkt gewesen sein muss. »Im Sessel.« Er leert das Glas. »Mit meiner Scholem.«

Nach Ansicht von Ärzten, Therapeuten und seiner Exfrau ist Landsmans Trinkerei eine Selbstmedikation, bei der die Röhren und Kristalle seiner Launen von hochprozentigem Zwetschgenbrand justiert werden, eine Pferdekur. Doch in Wahrheit kennt Landsman nur zwei Zustände: arbeitend oder tot. Meyer Landsman ist der am höchsten ausgezeichnete Schammes im Distrikt Sitka, er ist der Mann, der die Ermordung der schönen Froma Lefkowitz durch ihren Gatten, einen Kürschner, aufklärte und der den Krankenhausmörder Podolsky fasste. Es war Landsmans Aussage, die Hyman Tsharny lebenslänglich hinter Gitter brachte, das erste und einzige Mal, dass die Anklage gegen einen Verbover Mafioso auch aufrechterhalten werden konnte. Landsman hat das Gedächtnis eines Verurteilten, den Mut eines Feuerwehrmannes und die scharfen Augen eines Einbrechers. Gibt es ein Verbrechen zu bekämpfen, rast Landsman durch Sitka wie ein Mann, in dessen Hose ein Feuerwerkskörper steckt. Als würde im Hintergrund ein Soundtrack laufen, mit besonders vielen Kastagnetten. Das Problem sind die Stunden, in denen er nicht arbeitet und seine Gedanken durch das offene Fenster seines Hirns fortge-

weht werden wie Blätter vom Schreibtisch. Manchmal braucht man einen mächtigen Briefbeschwerer, um sie festzuhalten.

»Ich mache Ihnen ungern noch mehr Arbeit«, sagt Tenenboym.

Als er noch bei der Drogenfahndung war, verhaftete Landsman Tenenboym fünf Mal. Das ist die alleinige Grundlage ihrer sogenannten Freundschaft. Fast ist es genug.

»Das ist keine Arbeit, Tenenboym«, sagt Landsman. »Das mache ich aus Liebe.«

»Geht mir genauso«, sagt der Nachtportier. »Ich meine, Nachtportier in so einem beschissenen Hotel zu sein.«

Landsman legt Tenenboym die Hand auf die Schulter, und die beiden Männer gehen nach unten, um sich ein Bild vom Verstorbenen zu machen, sie drücken sich in den einzigen Aufzug des Zamenhof beziehungsweise in den ELEVATORO, wie ihn ein kleines Messingschild über der Tür bezeichnet. Beim Bau des Hotels vor fünfzig Jahren wurden alle Hinweise, Warnungen und Beschilderungen in Esperanto auf Messingtäfelchen verfasst. Die meisten davon sind längst verschwunden, sind Nachlässigkeit, Vandalismus oder Brandvorschriften zum Opfer gefallen.

Tür und Türrahmen von 208 weisen keine Spuren gewaltsamen Eindringens auf. Landsman legt sein Taschentuch um den Knauf und stupst die Tür mit der Pantoffelspitze auf.

»Ich hatte so ein komisches Gefühl«, sagt Tenenboym, als er Landsman ins Zimmer folgt. »Schon als ich den Typ zum ersten Mal gesehen hab. Kennen Sie den Ausdruck ›ein gebrochener Mann?‹«

Landsman gibt zu, dass ihm die Redewendung bekannt vorkommt.

»Die meisten, die so bezeichnet werden, verdienen es gar nicht«, sagt Tenenboym. »Bei den meisten Männern gibt es meiner Meinung nach überhaupt nichts zu brechen. Aber dieser Lasker, der war wie ein Stab, der aufleuchtet, wenn man ihn zerbricht. Kennen Sie die? Leuchten nur ein paar Stunden. Und wenn man

sie schüttelt, rasseln drinnen die Glasscherben. Keine Ahnung, vergessen Sie's. War nur so ein komisches Gefühl.«

»Momentan hat jeder ein komisches Gefühl«, sagt Landsman und notiert auf seinem kleinen schwarzen Block einiges über den Tatort, auch wenn solche Notizen überflüssig sind, weil er nur selten ein Detail vergisst. Der lockere Zusammenschluss von Ärzten, Psychologen und seiner ehemaligen Gattin prophezeite Landsman, der Alkohol würde sein Erinnerungsvermögen abtöten, doch bisher hat sich diese Behauptung – zu seinem Bedauern – als falsch erwiesen. Sein Blick in die Vergangenheit bleibt unbeeinträchtigt. »Wir mussten eine separate Leitung einrichten, um all die Anrufe entgegennehmen zu können.«

»Es sind seltsame Zeiten für Juden«, stimmt Tenenboym zu. »Ohne Zweifel.«

Auf der furnierten Kommode liegt ein kleiner Stapel Taschenbücher. Auf Laskers Nachttisch steht ein Schachbrett. Es sieht aus, als sei er mitten in einer Partie gewesen, ein chaotisches Endspiel, in dem der schwarze König in der Brettmitte angegriffen wird und Weiß mit einigen Figuren im Vorteil ist. Es ist ein billiges Set, das Brett ein in der Mitte faltbares Pappquadrat, die Figuren sind hohl und haben Nähte, wo sie ausgestanzt wurden.

In der dreistrahligen Stehlampe neben dem Fernseher funktioniert nur noch eine Birne. Abgesehen von der Lampe im Badezimmer ist jede andere Birne im Zimmer herausgedreht oder durchgebrannt. Auf der Fensterbank liegt eine Packung frei verkäuflichen Abführmittels einer beliebten Marke. Das Fenster ist die maximal möglichen zwei Zentimeter hochgekurbelt, und alle paar Sekunden rasseln die Metalllamellen in der vom Golf von Alaska hereinwehenden steifen Brise. Der Wind trägt den säuerlich-scharfen Geruch von Holzpulpe, den Gestank von Schiffsdiesel, das Aroma von geschlachteten und konservierten Lachsen heran. Wie es in »Noch amol« heißt, einem Lied, das Landsman und die übrigen Juden seiner Generation in der Grundschule in Alaska lernten, erfüllt der Wind vom Golf die jüdische Nase

mit der Ahnung von Verheißung, von Möglichkeiten, von einem Neubeginn. »Noch amol« stammt aus den Eisbärtagen, den frühen Vierzigern, und ist angeblich Ausdruck von Dankbarkeit für eine abermalige, wunderbare Rettung: *noch einmal*. Heutzutage vernehmen die Juden des Distrikts Sitka eher den ironischen Unterton, den das Lied schon immer besaß.

»Hab 'ne Menge jüdischer Schachspieler gekannt, die Smack genommen haben«, sagt Tenenboym.

»Dito«, sagt Landsman und schaut auf den Verstorbenen hinab. Er stellt fest, dass er den Jid schon mal im Zamenhof gesehen hat. Ein Vögelchen von einem Mann. Waches Auge, kurzer Schnabel. Wangen und Hals leicht gerötet, könnte Kupferrose sein. Kein richtig harter Bursche, kein Schuft, keine völlig verlorene Seele. Ein Jid, vielleicht gar nicht so anders als Landsman selbst, abgesehen von der Wahl der Droge. Saubere Fingernägel. Immer mit Krawatte und Hut. Las einmal ein Buch mit Fußnoten. Jetzt liegt Lasker mit dem Gesicht zur Wand bäuchlings auf dem Schrankbett, lediglich mit der obligaten weißen Unterhose bekleidet. Rotes Haar, rote Sommersprossen und auf den Wangen ein goldener Dreitagebart. Der Anflug eines Doppelkinns, das Landsman auf ein Leben als dickes Kind zurückführt. In blutdunklen Höhlen geschwollene Augen. Auf dem Hinterkopf ein kleines verbranntes Loch, ein Blutstropfen. Keine Anzeichen eines Kampfes. Nichts weist darauf hin, dass Lasker es kommen sah oder es zumindest erkannte, als es so weit war. Dem Bett, stellt Landsman fest, fehlt das Kopfkissen. »Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich ihm vielleicht mal die ein oder andere Partie vorgeschlagen.«

»Ich wusste nicht, dass Sie Schach spielen.«

»Nicht sehr gut«, sagt Landsman. Auf dem Veloursteppich vom medizinischen Gelbgrün einer Halspastille entdeckt er eine einsame, winzige weiße Feder vor dem Einbauschrank. Landsman reißt die Schranktür auf, und darin liegt das Kopfkissen, durchschossen, um das Geräusch explodierender Gase in einer Patrone zu dämpfen. »Ich habe kein Gespür fürs Mittelspiel.«

»Meiner Erfahrung nach, Detective«, sagt Tenenboym, »gehört eigentlich alles zum Mittelspiel.«

»Da sagen Sie was«, erwidert Landsman.

Er weckt seinen Kollegen, Berko Shemets.

»Detective Shemets«, spricht Landsman in sein Handy, ein polizeieigenes Shoyer AT. »Ich bin's, dein Kollege.«

»Ich habe dich doch gebeten, damit aufzuhören, Meyer«, sagt Berko. Versteht sich von selbst, dass auch ihm noch acht Stunden bis zur nächsten Schicht bleiben.

»Du hast allen Grund, sauer zu sein«, sagt Landsman. »Ich dachte nur, du bist vielleicht noch wach.«

»Ich *war* wach.«

Anders als Landsman hat Berko Shemets seine Ehe und sein Privatleben nicht in den Sand gesetzt. Jede Nacht schläft er in den Armen seiner wunderbaren Angetrauten, deren Liebe er sich verdient hat und die von ihm vergolten und gewürdigt wird – ein unerschütterlicher Mann, der seiner Frau niemals Anlass zu Kummer oder Besorgnis gibt.

»Einen Fluch auf deinen Kopf, Meyer«, sagt Berko; und dann auf Englisch: »God damn it.«

»Ich habe anscheinend einen Mord hier bei mir im Hotel«, sagt Landsman. »Ein Gast. Schuss in den Hinterkopf. Kopfkissen als Schalldämpfer. Sehr sauber.«

»Ein Auftragsmord.«

»Nur deshalb störe ich dich überhaupt. Wegen der ungewöhnlichen Vorgehensweise.«

Sitka mit seinen 3,2 Millionen Einwohnern kommt im langen, zerklüfteten Streifen des Großstadtbereichs auf ein Jahresmittel von fünfundsiebzig Morden. Einige sind auf Bandenkriminalität zurückzuführen: russische Schtarker, die sich gegenseitig im Freistil erledigen. Die übrigen Morde in Sitka sind sogenannte Verbrechen aus Leidenschaft, die steno-
graphierte Kurzfassung für das mathematische Produkt aus Alkohol und Schusswaffen. Kaltblütige Exekutionen sind ebenso selten wie mühselig von der großen Weißwandtafel im Dienst-

zimmer zu tilgen, wo das Kerbholz der offenen Fälle aufbewahrt wird.

»Du bist nicht im Dienst, Meyer. Ruf auf dem Revier an! Gib die Sache an Tabatchnik und Karpas weiter.«

Tabatchnik und Karpas, die anderen beiden Kollegen, bilden die B-Mannschaft bei der Mordkommission der Distriktpolizei, Präsidium Sitka. Sie haben in diesem Monat Nachtschicht. Landsman muss zugeben, dass die Vorstellung einen gewissen Reiz hat, diese Taube auf ihre Filzhüte scheißen zu lassen.

»Würde ich ja machen«, sagt Landsman. »Nur ist das hier mein Wohnsitz.«

»Hast du ihn gekannt?«, fragt Berko, und sein Ton wird ein wenig weicher.

»Nein«, sagt Landsman. »Ich habe den Jid nicht gekannt.«

Er wendet den Blick von der blassen, sommersprossigen Gestalt des Toten ab, der ausgestreckt auf dem Schrankbett liegt. Manchmal kann Landsman nicht anders, als Mitleid für das Opfer zu empfinden, auch wenn es besser wäre, sich das nicht anzuewöhnen.

»Hör mal«, sagt Landsman, »geh einfach wieder ins Bett. Wir können morgen drüber sprechen. Tut mir leid, dass ich dich belästigt habe. Gute Nacht. Sag Ester-Malke, dass es mir leidtut.«

»Du hörst dich an, als wärst du ein bisschen neben der Kappe, Meyer«, sagt Berko. »Ist alles in Ordnung?«

In den vergangenen Monaten hat Landsman des Öfteren zu fragwürdigen Nachtstunden Anrufe bei seinem Kollegen getätigt und dann im alkoholischen Dialekt des Grams geschwafelt und schwadroniert. Zwei Jahre zuvor entließ sich Landsman selbst aus seiner Ehe, und im vergangenen April flog seine kleine Schwester mit ihrer Piper Super Cub in die Flanke von Mount Dunkelblum, oben in der Wildnis. Doch jetzt denkt Landsman weder an Naomis Tod noch an seine schmachvolle Scheidung. Gerade trifft ihn eine Vision wie ein Sandsack: Er sitzt in der schmutzigen Lobby des Hotels Zamenhof auf einer ehemals weißen Couch und spielt Schach mit Emanuel Lasker oder wie auch immer der

Mann mit richtigem Namen hieß. Sie beleuchten einander mit ihrem verglühenden Licht und lauschen dem süßen Klirren der Glassplitter in sich. Dass Landsman das Schachspiel verabscheut, macht das Bild nicht weniger ergreifend.

»Der Typ hat Schach gespielt, Berko. Das hab ich nicht gewusst. Das ist alles.«

»Bitte«, sagt Berko, »bitte, Meyer, ich flehe dich an, fang nicht wieder an zu heulen.«

»Mir geht's gut«, sagt Landsman. »Gute Nacht.«

Landsman ruft die Leitstelle an, um sich selbst zum obersten Ermittler im Lasker-Fall zu machen. So ein beschissener Mord kann seiner Aufklärungsquote nicht sonderlich schaden. Nicht dass es etwas ändern würde. Am ersten Januar wird die Landeshoheit über den gesamten föderalen Distrikt Sitka, eine gekrümmte Klammer felsiger Küste am Westufer von Baranof und Chichagof Island, an den Bundesstaat Alaska zurückfallen. Die Distriktpolizei, der Landsman sich seit zwanzig Jahren mit Haut, Haar und Seele verschrieben hat, wird aufgelöst werden. Es ist alles andere als klar, ob Landsman, Berko Shemets oder sonst jemand seine Stellung behalten wird. Überhaupt nichts ist klar, was die bevorstehende Reversion angeht, und aus diesem Grund sind es seltsame Zeiten für Juden.

2.

WÄHREND LANDSMAN DARAUF WARTET, dass der Latke von der Streife auftaucht, klopft er an Türen. Die meisten Bewohner des Zamenhof sind körperlich oder geistig nicht zugegen, und nach dem, was er aus den übrigen herausbekommt, hätte er genauso gut an die Türen der Taubstummenschule Hirshkovits klopfen können. Es ist ein unruhiger, halb verwirrter, widerlich-wunderlicher Haufen Jids, die Bewohner des Hotels Zamenhof, aber keiner von ihnen scheint sich in dieser Nacht über Gebühr gestört zu fühlen. Und keiner von ihnen kommt Landsman wie der Typ vor, der einem Mann eine großkalibrige Handfeuerwaffe an die Schädelbasis hält und kaltblütig abdrückt.

»Ich verschwende nur meine Zeit mit diesen Büffeln«, sagt Landsman zu Tenenboym. »Und Sie, Tenenboym, haben Sie auch wirklich nichts außer der Reihe gesehen oder gehört?«

»Tut mir leid, Detective.«

»Sie sind auch ein Büffel, Tenenboym.«

»Dagegen habe ich nichts einzuwenden.«

»Was ist mit dem Dienstboteneingang?«

»Wurde von Dealern benutzt«, sagt Tenenboym. »Wir mussten eine Alarmanlage einbauen. Hätte ich gehört.«

Landsman weist Tenenboym an, den Tages- und den Wochenendportier anzurufen, die gemütlich zu Hause im Bett liegen. Die Herren pflichten Tenenboym bei, ihres Wissens habe nie jemand den Toten besucht oder nach ihm gefragt. Niemals. Während der gesamten Dauer seines Aufenthalts im Zamenhof. Keine Besucher, keine Freunde, nicht mal der Lieferservice von Pearl of Manila. Dann gibt es doch einen Unterschied zwischen ihm und Lasker, denkt Landsman: Er bekommt nämlich gelegentlich Besuch vom Botenjungen Romel, der ihm eine braune Papiertüte mit Lumpia bringt.

»Ich überprüfe mal das Dach«, sagt Landsman. »Lassen Sie niemanden nach draußen und rufen Sie mich, wenn der Latke endlich auftaucht.«

Mit dem Elevatoro fährt Landsman in den sechsten Stock und poltert eine mit Stahlkanten versehene Betontreppe zum Dach des Zamenhof empör. Er läuft am Rand entlang und schaut über die Max Nordau Street auf das Dach des Blackpool. Er späht über das nördliche, östliche und südliche Gesims auf die niedrigeren Gebäude der Umgebung, fünf oder sechs Stockwerke tiefer. Die Nacht über Sitka ist ein orangefarbener Schmierfleck, eine Mischung aus Nebel und dem Licht der Natriumdampflampen in den Straßenlaternen. Sie ist so lichtdurchlässig wie in Hühnerfett gedünstete Zwiebeln. Die Lichter der Juden erstrecken sich vom Hang des Mount Edgecumbe im Westen über die zweiundsiebzig Inseln im Sund, über Shvartser-Yam, Halibut Point, Süd-Sitka und das Nachtsyl, über Harkavy und die Untershtot, ehe sie im Osten von der Baranof-Kette gelöscht werden. Auf Oyshtelung Island blinkt das Leuchtfeuer oben auf dem Safety Pin – das einzige Relikt der Weltausstellung – seine Warnung an Flugzeuge oder Jids. Landsman riecht den Fischabfall der Konservenfabriken, das Fett in den Frittierwannen von Pearl of Manila, er riecht den Auswurf von Taxen und das betörende Aroma frischer Hüte aus Grinspoons Filzfabrik zwei Querstraßen weiter.

»Schön da oben«, sagt Landsman, als er zurückkehrt in die Lobby mit ihrem Aschenbechercharme, den vergilbenden Sofas, vernarbten Sesseln und Tischen, an denen hin und wieder ein paar Hotelgäste mit einem Spiel Binokel eine Stunde totschiagen. »Sollte öfter mal hochgehen.«

»Was ist mit dem Keller?«, fragt Tenenboym. »Sehen Sie da auch nach?«

»Im Keller«, sagt Landsman, und das Herz in seiner Brust macht einen unvorhergesehenen Rösselsprung. »Ist wohl besser.«

Landsman ist ein harter Kerl, auf seine Weise, er neigt dazu, es einfach drauf ankommen zu lassen. Er wurde schon abgebrüht und tollkühn genannt, ein Mamser, ein verrückter Hurensohn. Er

hat sich mit Schtarkern und Psychopathen angelegt, wurde beschossen, geschlagen, verkühlt, verbrannt. Er hat Verdächtige zwischen den funkenschlagenden Mauern städtischer Schießereien und tief bis ins Land der Bären verfolgt. Höhen, Menschenansammlungen, Schlangen, brennende Häuser, auf Polizisten abgerichtete Hunde – all das hat er entweder mit einem Achselzucken abgetan oder trotzig einfach weitergemacht. Doch wenn Meyer Landsman sich in einem lichtlosen oder engen Raum befindet, zieht sich etwas in seinem animalischen Mark zusammen. Niemand außer seiner Exfrau weiß es, aber Detective Meyer Landsman hat Angst im Dunkeln.

»Soll ich mitkommen?«, fragt Tenenboym, und es klingt bei-läufig, aber bei so einem feinfühligem alten Fischweib wie Tenenboym weiß man nie.

Landsman tut, als verschmähe er das Angebot.

»Geben Sie mir einfach eine Taschenlampe!«, sagt er.

Der Keller verströmt den Odem von Kampf, Heizöl und kaltem Staub. Landsman zerrt an einer Kordel, die eine nackte Glühbirne zum Leuchten bringt, hält die Luft an und verschwindet in der Versenkung.

Vom Fuße der Treppe aus durchquert er den Raum mit den Fundsachen, gesäumt von Stecktafeln und möbliert mit Regalen und Fächern, die Tausende von verlassenen oder vergessenen Gegenständen beherbergen. Einzelne Schuhe, Pelzhüte, eine Trompete, ein Zeppelin zum Aufziehen. Eine Sammlung wächserner Grammofonwalzen mit der gesamten aufgezeichneten Produktion des Orfeon-Orchesters aus Istanbul. Eine Holzfälleraxt, zwei Fahrräder, ein Gebiss in einem Hotelglas. Perücken, Gehstöcke, ein Glasauge, von einem Schaufensterpuppenvertreter zurückgelassene Handmodelle. Gebetbücher, Gebetsschals in ihren samtene Reißverschluss-hüllen, ein fremdartiger Götze mit dem Körper eines dicken Kindes und dem Kopf eines Elefanten. Es gibt einen hölzernen Limonadenkasten voller Schlüssel und einen anderen mit dem gesamten Sortiment von Friseur-utensilien, vom Glätteisen bis zur Wimpernzange. Gerahmte

Familienfotos aus besseren Zeiten. Ein verdrehtes Gummiband, das ein Sexspielzeug, ein Verhütungsmittel oder das patentierte Geheimnis eines Mieders sein könnte. Irgendein Jid ließ sogar einen ausgestopften Marder zurück, glänzend und gienend, das Glasauge ein harter Tintentropfen.

Mit einem Stift stochert Landsman im Schlüsselkasten herum. Er schaut in jeden Hut, tastet die Regale hinter den verlassenen Taschenbüchern ab. Er kann sein eigenes Herz hören und seinen Aldehyd-Atem riechen, und nach einigen Minuten in der Stille erinnert ihn das Rauschen des Blutes in seinen Ohren an jemanden, der spricht. Er sieht hinter den Warmwassertanks nach, die mit Stahlbändern aneinandergekettet sind wie Gefährten in einem verhängnisvollen Abenteuer.

Als Nächstes ist der Waschkeller an der Reihe. Landsman zieht an der Lampenschnur, doch es tut sich nichts. Es ist hier noch zehnmal dunkler, aber es gibt nichts zu sehen außer leeren Wänden, gekappten Anschlüssen und Abflüssen im Boden. Seit Jahren macht das Zamenhof die Wäsche nicht mehr selbst. Landsman schaut in die Abflüsse, in die schwere ölige Dunkelheit. Er verspürt ein Krümmen, einen Wurm in seinem Bauch. Er spreizt die Hände und knackt mit den Halswirbeln. Am hinteren Ende des Waschkellers ist eine niedrige Öffnung, verschlossen von einer aus drei Brettern bestehenden Tür, die diagonal durch ein viertes zusammengenagelt ist. Als Riegel hat die Holztür eine Seilschleife, die über einem Haken liegt.

Ein Kriechkeller. Schon das Wort allein macht Landsman Angst.

Er berechnet die Wahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Sorte Mörder, kein Profi, kein blutiger Anfänger, schon gar kein normaler Irrer, sich in dem Kriechkeller verstecken könnte. Möglich, aber reichlich schwierig für den Freak, von innen die Schleife über den Haken zu legen. Eigentlich reicht Landsman schon diese Logik, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass er sich nicht um den Kriechkeller kümmern muss. Schließlich geht er zurück in den Raum mit den Fundsachen und treibt eine kleine

Taschenlampe auf. Nur um sich selbst zu ärgern – denn sich zu ärgern, andere zu ärgern, die Welt zu ärgern, ist die Lieblingsbeschäftigung und das alleinige Erbe von Landsman und seinem Volk. Er knipst die Taschenlampe an und klemmt sie sich zwischen die Zähne. Er krempelt die Hosenbeine hoch und lässt sich auf die Knie nieder. Mit einer Hand holt er seine große kleine S & W aus dem Holster, mit der anderen fingert er an der Schlaufe herum. Dann reißt er die Tür zum Kriechkeller auf.

»Komm raus!«, sagt er mit trockenen Lippen und keucht wie ein schissiger alter Knacker.

Die Hochstimmung, die er auf dem Dach empfand, ist abgekühlt wie ein gerissener Glühfaden. Landsmans Nächte verstreichen ungenutzt, sein Privatleben und sein Beruf sind eine Aneinanderreihung von Fehlern, seine Stadt selbst ist eine Glühbirne, die in Kürze erlöschen wird.

Er schiebt seinen Oberkörper in den Kriechkeller. Die Luft ist kalt und hat den bitteren Geruch von Mausekötteln. Der Strahl der Taschenlampe tröpfelt über alles, verbirgt ebenso viel, wie er offenbart. Wände aus Löschbeton, ein gestampfter Erdboden, die Decke ein widerliches Gewirr aus Drähten und Isolierschaum. Weiter hinten in der Mitte liegt eine Platte aus grobem Sperrholz in einem runden, im Boden eingelassenen Metallrahmen. Landsman hält den Atem an und schwimmt durch seine Panik zum Loch im Boden, fest entschlossen, so lange wie möglich unten zu bleiben. Die Erde um den Rahmen ist unberührt. Eine gleichmäßige Staubschicht liegt über Holz und Metall, keine Abdrücke, keine Spuren. Es gibt keinen Grund zur Annahme, dass sich jemand daran zu schaffen gemacht haben könnte. Landsman schiebt die Fingernägel zwischen Sperrholz und Rahmen und hievt die schlichte Klappe heraus. Die Taschenlampe beleuchtet ein gewundenes, in die Erde geschraubtes Aluminiumrohr mit Stahlklampen als Stufen. Landsman sieht, dass der Rand des Rohres selbst den Rahmen bildet. Gerade breit genug für einen ausgewachsenen Psychopathen. Oder einen jüdischen Polizisten mit weniger Phobien als Landsman. Er klammert sich an seine

Scholem wie an einen Griff, ringt mit dem irren Bedürfnis, der Dunkelheit in die Kehle zu schießen. Mit einem Klappern lässt er die Sperrholzscheibe zurück in den Rahmen fallen. Auf gar keinen Fall geht er da runter.

Die Dunkelheit folgt ihm den ganzen Weg zurück die Treppe hinauf bis in die Lobby, greift nach seinem Kragen, zupft an seinem Ärmel.

»Nichts«, sagt er mit großer Selbstbeherrschung zu Tenenboym. Er sagt es betont fröhlich. Es könnte eine Prophezeiung dessen sein, was seine Ermittlung im Mordfall Emanuel Lasker zwangsläufig hervorbringen wird, eine Feststellung, wofür Lasker seiner Meinung nach lebte und starb, eine Erkenntnis, was nach der Reversion von Landsmans Heimatstadt zurückbleiben wird. »Nichts.«

»Sie wissen ja, was Kohn meint«, sagt Tenenboym. »Kohn meint, wir hätten einen Hausgeist.« Kohn ist der Tagesportier. »Der Sachen entwendet oder umstellt. Kohn glaubt, es ist der Geist von Professor Zamenhof.«

»Wenn so eine Absteige nach mir benannt würde«, sagt Landsman, »würde ich da auch rumspuken.«

»Man kann nie wissen«, bemerkt Tenenboym. »Besonders heutzutage.«

Heutzutage weiß man nie. Draußen in Povorotny paarte sich eine Katze mit einem Kaninchen und brachte entzückende Missgeburten zur Welt, deren Fotos das Titelblatt der *Sitka Tog* zierten. Im vergangenen Februar schworen fünfhundert Zeugen quer durch den ganzen Distrikt, dass sie zwei Nächte in Folge im Schimmer des Nordlichts den Umriss eines Gesichts mit Bart und Schläfenlocken erkannt hätten. Heftige Dispute über die Identität des bärtigen Weisen am Himmel brachen aus, ob das Gesicht gelächelt habe oder nicht (oder lediglich unter leichten Blähungen litt), sowie über die Bedeutung der sonderbaren Erscheinung. Und just in der letzten Woche wehrte sich im koscheren Schlachthaus auf der Zhitlovsky Avenue inmitten des panischen Federgeflatters ein Huhn gegen den Schochet, als der ge-

rade das rituelle Messer hob, und verkündete auf Aramäisch die nah bevorstehende Ankunft von Messias. Nach Angaben der *Tog* äußerte das wundersame Huhn eine Anzahl verblüffender Prophezeiungen, auch wenn es die Suppe zu erwähnen unterließ, in der es später, abermals verstummt wie Gott daselbst, die Hauptrolle spielen sollte. Schon die flüchtigste Durchsicht der Archive, denkt Landsman, würde zeigen, dass seltsame Zeiten für Juden fast immer auch seltsame Zeiten für Hühner waren.

3.

AUF DER STRASSE FEGT DER WIND den Regen von den Mantelaufschlägen. Landsman duckt sich in den Hoteleingang. Zwei Männer, einer mit einem auf den Rücken geschnallten Cellokasten, der andere mit einer Geige oder Bratsche im Arm, kämpfen sich durch das Wetter zur Tür von Pearl of Manila auf der anderen Straßenseite. Die Konzerthalle ist zehn Häuserblocks und eine ganze Welt entfernt von diesem Ende der Max Nordau Street, doch das Verlangen eines Juden nach Schweinefleisch, insbesondere frittiertem, ist stärker als die Nacht oder die Entfernung oder der kalte Wind vom Golf von Alaska. Landsman selbst kämpft gegen den Drang, zu seiner Flasche Sliwowitz und seinem Souvenirglas von der Weltausstellung in Zimmer 505 zurückzukehren.

Stattdessen zündet er sich eine Papiros an. Nach einem Jahrzehnt der Enthaltbarkeit hat Landsman vor knapp drei Jahren erneut mit dem Rauchen begonnen. Seine Exfrau war damals schwanger. Es war eine kontrovers diskutierte und in manchen Stadtteilen heiß ersehnte Schwangerschaft – ihre erste –, aber keine geplante. Wie bei vielen Schwangerschaften, die zu lange diskutiert werden, hatte der zukünftige Vater zuvor eine zwiespältige Einstellung gehabt. Nach siebzehn Wochen und einem Tag – der Tag, an dem Landsman nach zehn Jahren seine erste Schachtel Broadways kaufte – bekamen sie ein schlechtes Testergebnis. Viele, wenn auch nicht alle Zellen, aus denen der Fötus mit Decknamen Django bestand, besaßen ein zusätzliches Chromosom auf dem zwanzigsten Paar. Mosaizismus nennt man das. Es kann schwere Anomalien hervorrufen. Oder überhaupt keine Folgen haben. In der verfügbaren Literatur mochte ein gläubiger Mensch Zuspruch finden, ein ungläubiger reichlich Grund zur Verzweiflung. Landsmans Sicht der Dinge – zwiegespalten, verzweifelt

und ohne jeglichen Glauben – setzte sich durch. Ein Arzt mit einem halben Dutzend Laminaria brach das Siegel des Lebens von Django Landsman. Drei Monate später zog Landsman mit seinen Zigaretten aus dem Haus auf Tshernovits Island aus, in dem Bina und er fast die gesamten fünfzehn Jahre ihrer Ehe verbracht hatten. Es lag nicht daran, dass er nicht mit dem Schuldgefühl leben konnte. Er konnte nur nicht mit ihm und Bina leben.

Ein alter Mann, der sich selbst voranschleibt wie einen klapprigen Handkarren, kommt in Zickzacklinie auf den Hoteleingang zu. Er ist ein kleiner Mann, keine eins fünfzig, und zieht einen großen Koffer hinter sich her. Landsman mustert den offenen, langen weißen Mantel über dem weißen Anzug mit Weste und den tief in die Stirn gezogenen, breitkrepfigen weißen Hut. Weißer Bart und weiße Schläfenlocken, fedrig und schwer zugleich. Der Koffer – ein altes Monstrum aus fleckigem Brokat und zerkratztem Leder. Die rechte Körperhälfte des kleinen Mannes ist um fünf Grad tiefer als die linke, hinabgezogen vom Koffer, der offenbar die komplette Bleibarrensammlung des alten Herrn enthält. Das Kerlchen hält inne und hebt einen Finger, als habe es Landsman eine Frage zu stellen. Der Wind spielt mit seinem Barthaar und der Hutkrempe. Von seinem Bart, seinen Achselhöhlen, seinem Atem und seiner Haut weht der Wind den schweren Geruch von altem Tabak, feuchtem Flanell und vom Schweiß eines auf der Straße lebenden Mannes herüber. Landsman fällt die Farbe der spitzen antikierten Stiefel ins Auge: Sie sind gelblich elfenbeinfarben wie der Bart des Alten und werden seitlich geknöpft.

Landsman erinnert sich, dass er diesen komischen Kauz früher öfter gesehen hat, als er Tenenboym mehrfach wegen leichten Diebstahls und Drogenbesitzes verhaftete. Damals war der Jid nicht jünger, jetzt ist er nicht älter. Er wurde Elija genannt, weil er an allen unmöglichen Orten mit seiner Puschke und dieser unerklärlichen Art auftauchte, als habe er etwas Wichtiges zu sagen.

»Liebchen«, sagt er zu Landsman. »Das ist das Hotel Zamenhof, nein?«

Sein Jiddisch klingt ein wenig exotisch in Landsmans Ohren, gewürzt mit Niederländisch oder vielleicht Niederdeutsch. Der Alte ist schwach auf den Beinen und hat einen krummen Rücken, aber abgesehen von den Krähenfüßen um die blauen Augen wirkt sein Gesicht jugendlich und faltenlos. In seinen Augen selbst glüht ein flammender Eifer, der Landsman verblüfft. Die Aussicht auf eine Nacht im Zamenhof gibt nicht vielen Menschen Anlass zu solcher Vorfreude.

»Genau.« Landsman bietet dem Propheten Elija eine Broadway an, und der kleine Mann nimmt zwei, von denen er eine in den dunklen Reliquienschrein seiner Brusttasche schiebt. »Kaltes und warmes Wasser. Schammes mit Dienstmarke direkt im Haus.«

»Sind Sie der Manager, mein Schejner?«

Darüber muss Landsman lächeln. Er tritt zur Seite und weist auf den Eingang.

»Der Manager ist dadrin«, sagt er.

Aber der kleine alte Mann bleibt einfach stehen und lässt sich beregnen. Sein Bart flattert wie ein Waffenstillstandsangebot. Er schaut an der gesichtslosen Fassade des Zamenhofs empor, grau im trüben Laternenschein. Das Gebäude, ein schmaler Turm schmutzig weißer Ziegel mit Fensterschlitz, drei oder vier Häuserblocks vom geschmacklosesten Abschnitt der Monastir Street entfernt, besitzt die Attraktivität eines Luftentfeuchters. Sein blinkendes Neonschild quält die Träume der Verlierer im Blackpool auf der anderen Straßenseite.

»Das Zamenhof«, sagt der alte Mann und blinzelt wie die Leuchtröhren der Neonreklame. »Nicht das Zamenhof. Das Zamenhof.«

Da kommt der Latke angelaufen, ein Neuling namens Netsky, eine Hand auf seiner flachen, runden, breitrempigen Streifen-dienstmütze.

»Detective«, sagt der Latke atemlos, blinzelt dem Alten zu und nickt. »'n Abend, Väterchen. Also, ähm, Detective, tut mir leid, ich habe den Anruf gerade erst erhalten, bin kurz aufgehalten worden.« Netsky hat Kaffee im Atem und Puderzucker auf dem

rechten Ärmelaufschlag seines blauen Mantels. »Wo ist der tote Jid?«

»In zwei null acht«, sagt Landsman und öffnet dem Latke die Tür. Dann wendet er sich wieder dem Alten zu. »Auch hinein, Väterchen?«

»Nein«, sagt der kleine Mann mit dem Anflug einer Gemütsregung, die Landsman nicht recht deuten kann. Es könnte Bedauern oder Erleichterung sein oder aber die grimmige Genugtuung eines Mannes, der eine Schwäche für Enttäuschungen hat. Das Flackern in seinen Augen ist einem Tränenfilm gewichen. »Ich war nur neugierig. Danke, Officer Landsman.«

»Ich bin jetzt Detective«, sagt Landsman, überrascht, woher der Alte seinen Namen kennt. »Können Sie sich an mich erinnern, Väterchen?«

»Ich erinnere mich an alles, Liebchen.« Dann greift Elija in eine Tasche seines bleichgelben Mantels und holt seine Puschke hervor, ein schwarz angemaltes Holzkästchen, ungefähr von der Größe eines Karteikartenkastens. Darauf steht in hebräischen Buchstaben geschrieben: L'ERETZ JISROEL. Im Deckel ist ein schmaler Schlitz für Münzen und gefaltete Dollarnoten.

»Eine kleine Gabe?«, fragt Elija.

Noch nie war das Heilige Land jemandem ferner und unerreichbarer als einem Juden aus Sitka. Es liegt auf der anderen Seite des Planeten, ein elender Ort, regiert von Menschen, die lediglich ihre Entschlossenheit eint, außer einer erschöpften, unbedeutenden Handvoll alle anderen Juden auszuschließen. Ein halbes Jahrhundert haben arabische Potentaten und muslimische Partisanen, Perser und Ägypter, Sozialisten, Nationalisten und Monarchisten, Panarabisten und Panislamisten, Traditionalisten und Schiiten, haben sie alle ihre Zähne in Eretz Jisroel geschlagen und es bis auf Knochen und Knorpel abgenagt. Jerusalem ist eine Stadt des Bluts, der Parolen an Hauswänden, eine Stadt der abgetrennten Köpfe auf Telefonmasten. Gläubige Juden auf der ganzen Welt haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eines Tages im Lande Zion zu leben. Aber bisher sind die

Juden dreimal rausgeworfen worden: 586 vor Christus, 70 nach Christus und 1948 mit wütender Entschlossenheit. Selbst den Gläubigen fällt es schwer, hinsichtlich ihrer Chancen, noch einmal einen Fuß in die Tür zu schieben, nicht eine gewisse Mutlosigkeit aufkommen zu lassen.

Landsman holt seine Brieftasche hervor und steckt einen gefalteten Zwanziger in Elijas Puschke.

»Viel Glück«, sagt Landsman.

Der kleine Mann hievt seinen schweren Koffer hoch und will davonschlurfen. Landsman hält ihn am Ärmel fest, eine Frage formt sich in seinem Herzen, eine Kinderfrage über den alten Wunsch seines Volks nach einer Heimat. Mit geübt wachsamem Blick dreht sich Elija um. Vielleicht ist Landsman ja irgendein Aufwiegler. Landsman spürt, dass die Frage abebbt wie das Nikotin in seinem Blut.

»Was haben Sie da in der Tasche, Väterchen?«, sagt er. »Sieht schwer aus.«

»Ein Buch.«

»Ein einziges?«

»Es ist sehr groß.«

»Lange Geschichte?«

»Sehr lang.«

»Wovon handelt sie?«

»Von Messias«, sagt der kleine Mann. »Und jetzt nehmen Sie bitte Ihre Hand fort.«

Landsman lässt los. Der Alte drückt den Rücken durch und hebt den Kopf. Auf seiner Stirn ziehen schwere Wolken auf, und er sieht zornig aus, hochmütig und nicht im Geringsten alt.

»Messias kommt«, sagt er. Es ist keine richtige Warnung, doch als Erlösungsversprechen fehlt es dem Satz an der gewissen Wärme.

»Das trifft sich gut«, sagt Landsman und weist mit dem Daumen in Richtung Hotellobby. »Seit heute haben wir nämlich ein Zimmer frei.«

Elija ist verletzt, vielleicht auch nur empört. Er öffnet das

kleine schwarze Kästchen und schaut hinein. Dann holt er den Zwanzigdollarschein hervor, den Landsman gespendet hat, und gibt ihn zurück. Er hebt seinen Koffer an, zieht seinen weißen Schlapphut tief in die Stirn und tritt im Regen davon.

Landsman zerknüllt den Zwanziger und lässt ihn in seine Gesäßtasche gleiten. Er tritt die Papiros unter dem Schuh aus und geht ins Hotel.

»Was war denn das für ein Spinner?«, fragt Netsky.

»Wird Elija genannt. Harmlos«, sagt Tenenboym hinter dem Metallgeflecht des Rezeptionsfensters. »Früher hat man ihn öfter mal gesehen. Immer schick gemacht für Messias.« Tenenboym klackert mit einem goldenen Zahnstocher gegen seine Backenzähne. »Hören Sie, Detective, eigentlich muss ich ja nichts sagen. Aber ich kann's Ihnen genauso gut erzählen. Morgen kommt ein Brief vom Hotel.«

»Da bin ich aber gespannt«, sagt Landsman.

»Es wurde an einen Konzern aus Kansas City verkauft.«

»Wir werden rausgeworfen.«

»Kann sein«, sagt Tenenboym. »Kann auch nicht sein. Bei keinem hier ist der Status klar. Aber möglich ist es schon, dass Sie eventuell ausziehen müssen.«

»Und das steht in diesem Brief?«

Tenenboym zuckt mit den Achseln. »Der Brief ist in Fachchinesisch geschrieben.«

Landsman stellt Netsky, den Latke, am Eingang ab.

»Erzählen Sie den Leuten nicht, was sie gehört oder gesehen haben«, schärft er ihm ein. »Und setzen Sie ihnen nicht so stark zu, auch wenn sie aussehen, als könnten sie es gebrauchen.«

Vom prasselnden Regen wird Menashe Shpringer, der Ermittler aus der Nachtschicht, in die Lobby geweht. Er trägt einen schwarzen Mantel und eine Pelzmütze, in einer Hand hält er einen tropfenden Regenschirm. Mit der anderen zieht er einen Chromcaddy hinter sich her, auf den mit einer Gummistrippe sein schwarzer Kunststoffwerkzeugkasten und ein Plastikeimer mit Löchern zum Hineingreifen gezurrt sind. Shpringer ist ein

Hydrant, er hat kurze O-Beine und affenartige Arme, die ohne vorteilhafte Schultern direkt vom Hals abgehen. Sein Gesicht besteht fast nur aus Wangen, und seine gefurchte Stirn sieht aus wie jene kuppelförmigen Bienenkörbe, die auf mittelalterlichen Holzschnitten den Fleiß symbolisieren. Auf dem Plastikeimer prangt mit blauen Buchstaben das Wort BEWEISMITTEL.

»Verlassen Sie die Stadt?«, fragt Shpringer. Das ist in diesen Tagen keine ungewöhnliche Begrüßung. In den vergangenen zwei Jahren haben viele Menschen die Stadt verlassen, sind aus dem Distrikt zu den wenigen Orten geflohen, wo sie freundlich empfangen werden oder wo man es stattdessen, nur aus zweiter Hand von Pogromen zu hören, und hofft, selbst mal eins zu veranstalten. Landsman sagt, soweit er wisse, gehe er nirgends hin. Die meisten Städte, die Juden aufnehmen, machen zur Bedingung, dass schon ein naher Verwandter dort lebt. Alle nahen Verwandten von Landsman sind entweder tot oder selbst von der Reversion betroffen.

»Dann möchte ich mich jetzt für immer von Ihnen verabschieden«, sagt Shpringer. »Morgen Abend um diese Zeit schwitze ich schon in der warmen Sonne von Saskatchewan.«

»In Saskatoon?«, rät Landsman.

»Null Grad waren es da heute«, sagt Shpringer. »Tageshöchsttemperatur.«

»Sehen Sie es mal anders«, sagt Landsman. »Sie könnten auch in diesem Rattenloch leben.«

»Im Zamenhof.« Shpringer zieht in Gedanken Landsmans Akte hervor und runzelt die Stirn ob ihres Inhalts. »Stimmt. Home sweet home, was?«

»Passt zu meinem gegenwärtigen Lebensstil.«

Shpringer zeigt ein schmales Lächeln, das so gut wie frei von Mitleid ist.

»Wo geht's zu dem Toten?«, fragt er.

4.

ALS ERSTES DREHT SHPRINGER ALLE BIRNEN HEREIN, die Lasker herausgeschraubt hat. Dann klappt er seine Sicherheitsbrille herunter und macht sich an die Arbeit. Er verpasst Lasker eine Maniküre und eine Pediküre und sucht in seinem Mund nach einem abgetrennten Finger oder einer Bronzedublonne. Mit Kohlenstaub und Pinsel nimmt er Fingerabdrücke. Er macht dreihundertsiebzehn Polaroidfotos. Er macht Aufnahmen von der Leiche, dem Zimmer, dem perforierten Kopfkissen, den abgenommenen Fingerabdrücken. Er macht ein Bild vom Schachbrett.

»Noch eins für mich«, sagt Landsman. Shpringer schießt ein zweites Foto von dem Spiel, das der Mörder Lasker nicht zu Ende spielen ließ. Mit erhobener Augenbraue reicht er es Landsman.

»Wichtiges Indiz«, sagt Landsman.

Stück für Stück löst Shpringer die nimzokroatische Verteidigung des Toten auf oder was auch immer er gerade spielte. Jede Figur kommt in ein kleines Tütchen.

»Warum sind Sie so schmutzig?«, fragt er, ohne Landsman anzusehen.

Landsman registriert den hellbraunen Staub, der an seinen Schuhspitzen, an den Aufschlägen und Knien seiner Hose haftet.

»Ich war im Keller. Da unten ist eine große ... keine Ahnung ... eine Art Versorgungsrohr.« Er spürt, wie das Blut in seine Wangen schießt. »Musste ich überprüfen.«

»Ein Warschauer Tunnel«, sagt Shpringer. »Die ziehen sich überall durch diesen Teil der Untertot.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht!«

»Als die Grünlinge herkamen, nach dem Krieg. Die im Warschauer Getto gewesen waren. Oder in Bialystok. Die Widerstandskämpfer. Ich glaube, manche trauten den Amerikanern

nicht so recht. Deshalb bauten sie Tunnel. Für den Fall, dass sie irgendwann wieder kämpfen müssten. Das ist der wahre Grund, warum es Untershtot heißt.«

»Ein Gerücht, Shpringer. Ein Großstadtmythos. Das da unten ist bloß ein Versorgungsrohr.«

Shpringer brummt. Er tütet Badelaken, Handtuch und ein abgenutztes Stück Seife ein. Er zählt die auf der Toilettenbrille klebenden rotblonden Schamhaare und verpackt jedes einzeln.

»Apropos Gerücht«, sagt er. »Haben Sie was von Felsenfeld gehört?«

»Was soll das heißen, ob ich was von ihm gehört habe?« Gemeint ist Inspector Felsenfeld, der Leiter des Dezernats. »Ich hab ihn heute Nachmittag noch gesehen«, sagt Landsman. »Gehört habe ich nichts von ihm. Der Mann hat seit zehn Jahren keine drei zusammenhängenden Wörter rausgebracht. Was ist das für eine Frage? Was für ein Gerücht?«

»Ich meinte nur.«

Shpringer fährt mit seinen latexbehandelten Fingern über die sommersprossige Haut von Laskers linkem Arm. Er sieht Einstichwunden und die schwachen Abdrücke der Aderpresse, mit der sich der Verstorbene abband.

»Felsenfeld lief den ganzen Tag mit der Hand auf dem Bauch herum«, sagt Landsman nachdenklich. »Ich meine, gehört zu haben, dass er ›Sodbrennen‹ sagte.« Dann: »Was sehen Sie?«

Mit gerunzelter Stirn betrachtet Shpringer die Haut über Laskers Ellenbogen, wo sich die Abdrücke der Aderpresse mehren.

»Sieht aus, als hätte er einen Gürtel benutzt«, sagt Shpringer. »Nur ist sein Gürtel zu breit für diese Abdrücke.«

Laskers Gürtel hat er bereits in eine braune Papiertüte gesteckt, genauso wie zwei graue Hosen und zwei blaue Sakkos.

»Sein Besteck ist in der Schublade, in einem schwarzen Etui«, sagt Landsman. »Ich hab nicht so genau hingeguckt.«

Shpringer öffnet die Lade von Laskers Nachttisch und holt eine schwarze Kulturtasche hervor. Er zieht den Reißverschluss auf und gibt einen seltsam kehligen Laut von sich. Zuerst kann

Landsman nicht erkennen, was Shpringers Interesse geweckt hat.

»Was wissen Sie über diesen Lasker?«, fragt Shpringer.

»Ich wage die Vermutung, dass er gelegentlich Schach gespielt hat«, sagt Landsman. Eins der drei Bücher im Zimmer ist eine abgegriffene Taschenbuchausgabe mit brüchigem Rücken von Siegbert Tarraschs *300 Schachpartien*. Innen auf dem hinteren Umschlag klebt eine Papiertasche mit einer Karte, der zu entnehmen ist, dass es in der Öffentlichen Zentralbibliothek von Sitka letztmals im Juli 1986 ausgeliehen wurde. Landsman muss daran denken, dass er im Juli 1986 zum ersten Mal mit seiner damals zukünftigen Exfrau schlief. Bina war zwanzig, Landsman dreiundzwanzig, es war der Höhepunkt des nordischen Sommers. Juli 1986 ist ein Datum, das auf die Karte in der Tasche von Landsmans Illusionen gedruckt ist. Die anderen beiden Bücher sind billige jiddische Thriller. »Davon abgesehen weiß ich Ziegen-dreck.«

Wie Shpringer aus den Abdrücken auf Laskers Arm folgert, war die vom Verstorbenen gewählte Aderpresse offenbar ein schwarzer Lederriemen, ungefähr anderthalb Zentimeter breit. Shpringer zieht ihn aus der Kulturtasche und hält ihn mit zwei Fingern hoch, als könnte er beißen. In der Mitte des Riemens befindet sich eine kleine Lederkapsel für das Pergament, auf das ein Schriftgelehrter mit Tinte und Feder vier Abschnitte der Thora geschrieben hat. Jeden Morgen wickelt sich ein frommer Jude so ein Ding um den linken Arm, ein zweites hält er sich an die Stirn und bittet dann darum, diesen Gott zu verstehen, der Menschen zwingt, so etwas an jedem verdammten Tag ihres Lebens zu tun. Doch die kleine Kapsel von Emanuel Laskers Gebetsriemen ist leer. Er war lediglich das Instrument seiner Wahl, um die Venen in seinem Arm zu erweitern.

»Das ist mal was Neues«, sagt Shpringer. »Sich mit Tefillin abbinden.«

»Jetzt, wo ich drüber nachdenke«, sagt Landsman. »Er hatte so was. Als wäre er früher vielleicht mal ein Schwarzhut gewesen.

Die bekommen so einen ... weiß nicht. Sie sehen so geschoren aus.«

Landsman zieht einen Handschuh über, umfasst Laskers Kinn und dreht den Kopf des Toten, diese geschwollene Maske von Blutgefäßen, von einer Seite zur anderen.

»Falls er mal einen Bart getragen hat, muss das länger her sein«, sagt Landsman. »Seine Gesichtsfarbe ist gleichmäßig.«

Er lässt Laskers Kopf los und tritt von der Leiche zurück. Es wäre nicht ganz zutreffend zu behaupten, dass er Lasker für einen ehemaligen Schwarzhut hält. Doch Landsman meint, dass Lasker mit seinem pummeligen Kinn und seiner selbstzerstörerischen Aura einmal mehr gewesen sein muss als ein strumpfloser Junkie in einer billigen Absteige. Er seufzt.

»Was würde ich dafür geben«, sagt Landsman, »jetzt am sonnigen Strand von Saskatoon zu liegen.«

Auf dem Flur tut sich etwas, Metall und Gurte klirren, kurz darauf kommen zwei Mitarbeiter des Leichenschauhauses mit einer Klapptrage herein. Shpringer weist sie an, ihm den Eimer mit den Beweismitteln und die von ihm gefüllten Tüten anzureichen, dann rumpelt er nach draußen. Ein Reifen seiner kleinen Sackkarre quietscht.

»Ein Haufen Scheiße«, erklärt Landsman den Männern aus der Leichenhalle und meint damit den Fall, nicht das Opfer. Sein Urteil scheint sie weder zu überraschen noch eine Neuigkeit für sie zu sein. Landsman steigt wieder hoch zu seinem Zimmer, um sich zu seiner Flasche Sliwowitz und dem Weltausstellungsglas zu gesellen, das seine Zuneigung gewonnen hat. Er setzt sich auf den Stuhl neben dem Sperrholztisch, ein schmutziges Hemd als Sitzkissen. Er holt das Polaroid aus der Tasche und studiert Laskers hinterlassene Partie, versucht herauszufinden, ob Weiß oder Schwarz dran war und was jeweils der nächste Zug gewesen sein könnte. Aber es sind zu viele Figuren, und es ist zu schwer, die Züge im Kopf zu behalten, und Landsman besitzt nichts, was einem Schachbrett gleichkommt, auf dem er die Partie nachstellen könnte. Nach einigen Minuten merkt er, dass er in den Schlaf

abgeleitet. Nein, das wird er nicht tun, nicht wenn er weiß, dass lediglich abgedroschene Escherträume, wirre Schachbrettmuster und gewaltige Türme mit phallischen Schatten auf ihn warten.

Er zieht sich aus, stellt sich unter die Dusche und legt sich dann mit weit aufgerissenen Augen hin und kramt Erinnerungen – seine kleine Schwester in ihrer Super Cub, Bina im Sommer 1986 – aus kleinen Plastiktüten. Er betrachtet sie, als seien sie Notationen vergangener Schachmatts oder Meisterzüge in einem verstaubten, aus der Bibliothek entwendeten Buch. Nach einer halben Stunde dieser sinnvollen Betätigung steht er auf, zieht ein sauberes Hemd und eine Krawatte an und macht sich auf zur Dienststelle, um den Tatortbericht zu verfassen.

5.

LANDSMAN LERNT DAS SCHACHSPIEL durch seinen Vater und seinen Onkel Hertz lassen. Die beiden Schwäger waren Freunde aus Kindertagen in Lodz, wo sie dem Jugendschachclub Makkabi angehörten. Landsman weiß noch, wie sie sich über jenen Tag im Sommer 1939 unterhielten, als der große Tartakower den Jungs von Makkabi einen Besuch abstattete, um ihnen eine Kostprobe seines Könnens zu geben. Savielly Tartakower war polnischer Staatsbürger, internationaler Großmeister und ein Original, berühmt für seinen Ausspruch: »Fehler sind da, um gemacht zu werden.« Auf dem Rückweg von Paris, wo er für eine französische Schachzeitschrift von einem Turnier berichtet hatte, besuchte er den Leiter des Jugendschachclubs Makkabi, einen alten Kameraden aus seiner Zeit an der russischen Front in Franz Josefs Armee. Auf Drängen des Leiters bot Tartakower nun dem besten jungen Spieler des Clubs, Isidor Landsman, eine Partie an.

Gemeinsam nahmen sie Platz, der stramme Kriegsveteran in seinem Maßanzug mit der schroffen guten Laune und der stammelnde Fünfzehnjährige mit dem nach außen schielenden Auge, dem zurückweichenden Haaransatz und einem Schnurrbart, der oft fälschlicherweise für einen rußigen Daumenabdruck gehalten wurde. Tartakower wählte Schwarz. Landsmans Vater entschied sich für die Englische Eröffnung. In der ersten Stunde spielte Tartakower unaufmerksam, ja autonom. Er ließ seinen berühmten Schachmotor im Leerlauf brummen und verrichtete Dienst nach Vorschrift. Nach vierunddreißig Zügen bot Tartakower Landsmans Vater freundlich spöttelnd ein Remis an. Landsmans Vater musste dringend pinkeln, seine Ohren summten, er schob das Unvermeidliche nur vor sich her. Doch wies er das Angebot zurück. Sein Spiel basierte nun lediglich auf Instinkt und Verzweigung. Er reagierte, lehnte jeden Austausch ab,

sein Vorteil bestand einzig und allein in seiner Sturheit und dem animalischen Gespür für das Brett. Nach siebzig Zügen, vier Stunden und zehn Minuten wiederholte Tartakower sein früheres Angebot, nicht mehr ganz so freundlich. Gequält vom Tinnitus und kurz davor, sich in die Hose zu machen, nahm Landsmans Vater an. In späteren Jahren erzählte er manchmal, dass sein Hirn, dieses sonderbare Organ, sich nie so recht von jener Tortur erholt hätte. Doch sollten natürlich noch schlimmere Torturen kommen.

»Das war alles andere als vergnüglich«, soll Tartakower zu Landsmans Vater gesagt haben, als er sich vom Stuhl erhob. Der junge Hertz Shemets mit seinem untrüglichen Blick für die Schwächen anderer Menschen hatte ein Zittern in Tartakowers Hand bemerkt, die ein eilig herbeigeholtes Glas Tokajer hielt. Dann zeigte Tartakower auf den Schädel von Isidor Landsman. »Aber es ist sicher angenehmer, als darin leben zu müssen.«

Keine zwei Jahre später trafen Hertz Shemets, seine Mutter und seine kleine Schwester Freydl mit der ersten Welle Galizianer Siedler auf Baranof Island in Alaska ein. Sie kamen mit der berühmten *Diamond*, einem Truppentransporter aus dem Ersten Weltkrieg, den Innenminister Ickes hatte entmotten lassen und, so will es die Legende, zur zweifelhaften Ehre des verstorbenen Anthony Dimond umtaufen lassen, dem nicht abstimmungsberechtigten Abgeordneten des Territoriums Alaska im Repräsentantenhaus. (Der Abgeordnete Dimond hatte vorgehabt, das Gesetz zur Besiedlung Alaskas im Ausschuss zu kippen, doch dann hatte auf einer Kreuzung in Washington, D.C., ein betrunkenere taxifahrender Schlemiel namens Denny Lanning interveniert und war so zum ewigen Helden der Juden von Sitka geworden.) Dünn, blass, verwirrt ging Hertz Shemets von Bord der *Diamond*, stieg aus der Dunkelheit und dem Muff von Suppe und rostigen Pfützen in die saubere, kühle Würze der Kiefern von Sitka. Zusammen mit seiner Familie und seinem Volk wurde er gemäß den Bestimmungen des Siedlungsgesetzes von 1940 wie ein Zugvogel nummeriert, geimpft, entlaust und etikettiert. In einer Papp-

schachtel trug er seinen »Ickes-Pass« mit sich herum, ein besonderes Behelfsvisum aus besonders verschmierter Tinte auf besonders dünnem Papier.

Er konnte nirgends anders hin. So stand es in großen Buchstaben vorne auf dem Ickes-Pass. Ihm war nicht gestattet, nach Seattle oder San Francisco zu reisen, nicht einmal nach Juneau oder Ketchikan. Die bisherigen Quoten für jüdische Einwanderer in die Vereinigten Staaten blieben weiterhin gültig. Selbst nach dem frühzeitigen Ableben Dimonds konnte das Gesetz dem amerikanischen Staatskörper nur mit einem gewissen Druck und unter Zuhilfenahme von Schmiermitteln aufgezwungen werden, und zu dieser Vereinbarung gehörte die Einschränkung jüdischer Bewegungsfreiheit.

Unmittelbar nach den Juden aus Deutschland und Österreich wurden die Shemets-Familie und die übrigen Galizianer nach Camp Slattery abgeschoben, ein Lager in einem Sumpfgebiet, zehn Meilen entfernt von der leidgeprüften, halb verfallenen Stadt Sitka, Hauptstadt der alten Kolonie Russisch-Alaska. In zugigen Blechhütten und Baracken durchlitten die Siedler eine gründliche sechsmonatige Eingewöhnungsphase unter dem Elitekommando von fünfzehn Milliarden Mücken, bestellt vom amerikanischen Innenministerium. Hertz wurde zum Straßenbau zwangsverpflichtet und dann der Kolonne zugewiesen, die den Flughafen von Sitka baute. Er verlor zwei Backenzähne, als er in einem Senkkasten tief im Hafenschlamm von Sitka arbeitete und von einer Schaufel getroffen wurde. Wann immer man in späteren Jahren mit ihm über die Tshernovits-Brücke fuhr, rieb er sich den Kiefer, und die strengen Augen in seinem scharf geschnittenen Gesicht bekamen einen wehmütigen Ausdruck. Freydl wurde in eine eiskalte Scheune zur Schule geschickt, auf deren Dach unentwegt Regen prasselte. Der Mutter wurden die Grundlagen der Landwirtschaft beigebracht, der Einsatz von Pflug, Düngemittel und Bewässerungsschläuchen. In Broschüren und auf Plakaten wurde die knappe Wachstumsperiode in Alaska als Allegorie auf die kurze Dauer ihres Aufenthalts dargestellt.

Mrs Shemets sollte sich die Ansiedlung in Sitka wie einen Keller oder ein Gewächshaus vorstellen, in dem sie und ihre Kinder, Blumenzwiebeln gleich, den Winter über untergebracht waren, bis die Heimaterde so weit aufgetaut war, dass sie dorthin verpflanzt werden konnten. Niemand vermochte sich vorzustellen, dass der Boden Europas so dick mit Salz und Asche bedeckt sein würde.

Trotz der landwirtschaftlichen Bemühungen wurden die von der Siedlungsvereinigung Sitka angeregten bescheidenen Gehöfte und Bauernhof-Kooperativen niemals Wirklichkeit. Japan griff Pearl Harbor an. Die Aufmerksamkeit des Innenministeriums verlagerte sich auf dringendere strategische Probleme wie Ölreserven und Bergbau. Zum Abschluss des Halbjahres am »Ickes College« bekam die Familie Shemets wie die meisten ihrer Mitflüchtlinge einen Tritt versetzt, sie sollten sich nun allein durchs Leben schlagen. Genau wie der Abgeordnete Dimond vorausgesagt hatte, zogen sie nach Norden in die schroffe, neuerdings florierende Stadt Sitka. Hertz studierte Strafrecht am neuen Technischen Institut Sitka und wurde nach seinem Abschluss 1948 als Fachkraft von der ersten großen amerikanischen Kanzlei angestellt, die in Sitka eine Zweigstelle eröffnete. Seine Schwester Freydl, die Mutter von Landsman, gehörte zu den ersten Pfadfinderinnen der Siedlung.

1948: seltsame Zeiten für Juden. Im August brach die Verteidigung von Jerusalem zusammen, und die zahlenmäßig unterlegenen Juden der drei Monate alten Republik Israel wurden verjagt, massakriert und ins Meer getrieben. Als Hertz seine Stelle bei Foehn Harmattan & Buran antrat, begann der Ausschuss für Territorien und Inselfragen des Weißen Hauses mit einer lange hinausgezögerten Überprüfung des Status, die das Siedlungsgesetz von Sitka vorschrieb. Wie der Rest des Kongresses, wie die meisten Amerikaner, war der Ausschuss erschüttert angesichts der grausamen Enthüllungen über das Abschlachten von zwei Millionen europäischer Juden, von der Unmenschlichkeit der zionistischen Zerstörung, von der Not der Flüchtlinge aus Palästina

und Europa. Zugleich war man praktisch veranlagt. Die Bevölkerung der Siedlung Sitka war bereits auf zwei Millionen angewachsen. Dem Gesetz zuwiderhandelnd, hatten sich Juden an der gesamten Westküste von Baranof Island bis nach Kruzof und hoch bis nach West Chichagof Island ausgebreitet. Die Wirtschaft florierte. Und die amerikanischen Juden betrieben immense Lobbyarbeit. Schließlich gestand der Kongress der Siedlung Sitka einen »Interimsstatus« als Bundesdistrikt zu. Eine Anwartschaft auf staatliche Souveränität wurde ausdrücklich ausgeschlossen. GESETZGEBER VERSPRICHT: KEIN JUDALASKA lautete die Schlagzeile im *Pioneer* von Anchorage. Die Betonung lag immer auf dem Wort »Interim«. Nach sechzig Jahren würde der Status aufgehoben werden, und die Juden von Sitka würden wieder auf sich selbst gestellt sein.

An einem warmen Septembernachmittag, nicht lange nach dem Distrikttag, überzog Hertz Shemets seine Mittagspause und ging die Seward Street entlang, als er zufällig seinen alten Kumpel aus Lodz, Isidor Landsman, traf. Landsmans Vater war gerade in Sitka eingetroffen, allein, an Bord der *Williwaw*, frisch von einer Tour durch die Todes- und Flüchtlingslager Europas. Er war fünfundzwanzig, kahlköpfig und hatte fast keine Zähne mehr. Bei einer Körpergröße von einem Meter achtzig wog er siebenundfünfzig Kilo. Er roch komisch, redete wirr und hatte als Einziger seiner Familie überlebt. Er war unempfänglich für den sprühenden Pioniergeist im Zentrum von Sitka, für die Arbeitskolonnen junger Jüdinnen mit blauen Kopftüchern, die Schwarzenspirituals mit Sprüchen von Lincoln und Marx auf Jiddisch sangen. Der kernige Geruch von Fisch, gefällten Bäumen und umgegrabener Erde, das Rumoren von Baggern, die Anhöhen ebneten und den Sund von Sitka füllten, das alles schien ihn nicht zu berühren. Er ging gesenkten Kopfes und mit hochgezogenen Schultern, als grabe er sich auf seinem unerklärlichen Weg durch diese Welt lediglich von einer unbekannt Dimension in die nächste. Nichts drang in den dunklen Tunnel seiner Reise, nichts spendete ihm Licht. Doch als Isidor Lands-

man merkte, dass der grinsende Mann mit dem öligen Haar und den glänzenden Schuhen, dieser Mann, der nach Cheeseburger mit gerösteten Zwiebeln roch, just verspeist an der Imbistheke von Woolworth, sein alter Freund Hertz Shemets vom Jugendschachclub Makkabi war, hob er den Blick. Die ewige Verspannung wich aus seinen Schultern. Er öffnete den Mund und schloss ihn wieder, sprachlos vor Scham, Freude und Staunen. Dann brach er in Tränen aus.

Hertz nahm Landsmans Vater mit zu Woolworth, kaufte ihm etwas zu essen (ein Eiersandwich, seinen ersten Milchshake, anständige Gewürzgurken) und führte ihn dann die Lincoln Street hinunter zum neuen Hotel Einstein, in dessen Café die großen Verbannten der jüdischen Schachwelt sich Tag für Tag trafen, um sich herz- und erbarmungslos zu vernichten. Landsmans Vater, zu jenem Zeitpunkt halb irre durch das frisch zugeführte Fett, den Zucker und die schleichenden bösen Folgen von Typhus, machte kurzen Prozess. Er nahm es mit jedem Ankömmling auf und schickte jeden Einzelnen so vernichtend geschlagen aus dem Einstein, dass ein oder zwei seiner Gegner ihm niemals verziehen.

Schon damals legte er die düstere, gequälte Spielweise an den Tag, die dazu beitrug, Landsman den Sport bereits als Kind zu vergällen. »Dein Vater spielte Schach«, sagte Hertz Shemets einmal, »als hätte er gleichzeitig Zahnschmerzen, Hämorrhoiden und Blähungen.« Er seufzte, er stöhnte. Wie von Sinnen zog er an den stoppeligen Resten seines braunen Haars oder jagte es mit der Hand kreuz und quer über seinen Schädel wie ein Bäckermeister, der Mehl auf einer Marmorplatte verstreut. Die Fehler seiner Gegner verursachten ihm Magenkrämpfe. Seine eigenen Züge, so wagemutig, überraschend, originell und klug sie auch waren, trafen ihn wie furchtbare Nachrichten, sodass er bei ihrem Anblick die Hand vor den Mund schlug und die Augen verdrehte.

Onkel Hertz' Stil war ein völlig anderer. Er spielte ruhig, strahlte Gleichgültigkeit aus, hielt den Körper in einem Winkel zum Brett, als erwarte er in Kürze eine Mahlzeit auf dem Tisch

vor sich oder ein hübsches Mädchen auf seinem Schoß. Aber seinen Augen entging nichts, so wie sie auch das verräterische Zittern in Tartakowers Hand an jenem Tag im Makkabi-Club bemerkt hatten. Mit stoischer Ruhe nahm er seine Niederlagen hin, seine Chancen mit leichter Belustigung. Eine Broadway nach der anderen rauchend, beobachtete er, wie sein alter Freund sich durch die versammelten Genies des Einsteins wand und murmelte. Als der Raum schließlich völlig brachlag, machte Hertz den entscheidenden Zug. Er lud Isidor Landsman zu sich nach Hause ein.

Im Sommer 1948 lebte die Familie Shemets in einer Zweizimmerwohnung in einem brandneuen Gebäude auf einer brandneuen Insel. Das Gebäude war die Heimat von zwei Dutzend Familien, allesamt »Eisbären«, wie sich die erste Welle der Flüchtlinge nannte. Die Mutter schlief im Schlafzimmer, Freydl auf dem Sofa, und Hertz richtete sich ein Bett auf dem Fußboden. Inzwischen waren sie alle gestandene Alaska-Juden, das heißt: Sie waren Utopisten, das heißt: Sie sahen Unzulänglichkeiten, wohin sie auch blickten. Es war eine spitzzüngige, streitsüchtige Familie, insbesondere Freydl Shemets, die mit vierzehn schon einen Meter siebenzig maß und einhundertzehn Kilo wog. Sie warf nur einen Blick auf Landsmans Vater, der unschlüssig zögernd in der Wohnungstür stand, und diagnostizierte zutreffend, dass er ebenso wenig kulturfähig und zugänglich wie die Wildnis sei, die sie zusehends als ihre Heimat betrachtete. Es war Liebe auf den ersten Blick.

In späteren Jahren war es schwer für Landsman, aus seinem Vater herauszubekommen, was er in Freydl Shemets gesehen hatte. Mit ihren ägyptischen Augen und der olivbraunen Haut war sie kein hässliches Mädchen. Ihre kurze Hose, die Wanderstiefel und die aufgerollten Ärmel ihres karierten Hemdes verströmten den alten Geist der Makkabi-Bewegung von *mens sana in corpore sano*. Sie bedauerte Isidor Landsman unendlich für den Verlust seiner Familie, für sein Leiden in den Lagern. Aber sie gehörte zu den Kindern der Eisbären, und die verarbeiteten

ihre Schuldgefühle, dem Dreck, dem Hunger, den Gräben und Todesfabriken entkommen zu sein, indem sie den Überlebenden einen unablässigen Schwall von Ratschlägen, Informationen und als Ermunterung getarnte Kritik angedeihen ließen. Als könne die erstickende, tief hängende schwarze Rauchwolke der Vernichtung nur von einem überzeugten Kibitzer vertrieben werden.

In jener ersten Nacht schlief Landsmans Vater mit Hertz auf dem Boden der Shemets-Wohnung. Am nächsten Tag ging Freydl mit ihm Kleidung kaufen und bezahlte alles von dem für ihre Bat-Mitzwa gesparten Geld. Sie half ihm, bei einem jüngst verwitweten Mann ein Zimmer zu mieten. In dem Glauben, sein Haar würde nachwachsen, rieb sie seine Glatze mit Zwiebeln ein. Sie verwöhnte ihn mit Kalbsleber für sein träges Blut. In den folgenden fünf Jahren bedrängte und piesackte und plagte sie ihn, bis er gerade saß, beim Sprechen seinem Gegenüber in die Augen schaute, amerikanisches Englisch lernte und ein Gebiss trug. Sie heiratete ihn einen Tag nach ihrem achtzehnten Geburtstag und bekam eine Stelle bei der *Tog* von Sitka, wo sie sich über die Frauenseite zur Kulturredakteurin hocharbeitete. Sie schuftete an fünf Tagen in der Woche sechzig bis fünfundsiebzig Stunden, bis sie an Krebs starb. Da war Landsman auf dem College. In derselben Zeit beeindruckte Hertz Shemets die amerikanischen Anwälte von Foehn Harmattan so sehr, dass sie Spenden sammelten und an den Fäden zogen, die gezogen werden mussten, um ihn zum Jurastudium nach Seattle zu schicken. Später wurde er der erste Jude, der beim FBI in Sitka angestellt wurde, dann der erste Distriktleiter, und schließlich führte er, Hoover ins Auge gefallen, die lokale Spionageabwehr des FBI.

Landsmans Vater spielte Schach.

Jeden Morgen, bei Regen, Schnee oder Nebel, ging er zu Fuß die zwei Meilen zum Café des Hotels Einstein, setzte sich weit hinten an einen aluminiumbeschichteten Tisch mit Blick auf die Tür und holte ein kleines Schachspiel mit Figuren aus Ahorn und Kirschholz hervor, ein Geschenk seines Schwagers. Abends saß er

auf seiner Bank hinter dem kleinen Haus auf der Adler Street in Halibut Point, in dem Landsman aufwuchs, und pflegte die acht oder neun Briefpartien, die er gleichzeitig spielte. Er verfasste Artikel für die *Chess Review*. Er überarbeitete eine Biografie von Tartakower, eine Arbeit, die er nie ganz abschloss, aber auch nicht aufgab. Er bekam eine Rente von der deutschen Regierung. Und mit Unterstützung seines Schwagers lehrte er seinen Sohn, das von ihm geliebte Spiel zu hassen.

»Das willst du doch nicht tun«, redete Landsmans Vater auf seinen Sohn ein, wenn der mit blutleeren Fingern seinen König oder Bauern einem Schicksal übergab, das immer wieder überraschend für Landsman kam, egal, wie intensiv er das Schachspiel studierte, übte oder praktizierte. »Glaub's mir.«

»Tu ich doch.«

»Tust du nicht.«

Doch im Dienste seines eigenen kleinen Elends konnte auch Landsman stur sein. Befriedigt und brennend vor Scham sah er dann zu, wie das grausame Schicksal seinen Lauf nahm, das er nicht hatte vorausahnen können. Landsmans Vater erlegte seinen Sohn, nahm ihn aus und sezierte ihn, während er ihn von der baufälligen Veranda seines Gesichts aus beobachtete.

Nach einigen Jahren dieses Sports setzte sich Landsman an die Schreibmaschine seiner Mutter und tippte einen Brief an seinen Vater, in dem er ihm seinen Hass auf das Schachspiel beichtete und ihn bat, nicht länger zum Spielen gezwungen zu werden. Eine Woche lang trug Landsman diesen Brief in seinem Tornister mit sich umher, erlitt drei weitere blutige Niederlagen und schickte ihn dann vom Postamt in der Untershtot aus ab. Zwei Tage später beging Isidor Landsman im Raum 21 des Hotels Einstein Selbstmord mit einer Überdosis Nembutal.

Danach bekam Landsman einige Probleme. Er nässte ins Bett, wurde dick, sprach nicht mehr. Seine Mutter schickte ihn zu einer Therapie bei einem bemerkenswert sanften und erfolglosen Arzt namens Melamed. Erst dreiundzwanzig Jahre nach dem Tod seines Vaters sollte Landsman den verhängnisvollen Brief in ei-

ner Kiste wiederfinden, in der auch eine Reinschrift der unvollendeten Biografie von Tartakower lag. Es stellte sich heraus, dass Landsmans Vater den Brief seines Sohnes niemals geöffnet, geschweige denn gelesen hatte. Als der Postbote ihn zustellte, war Landsmans Vater bereits tot.

6.

AUF DEM WEG ZU BERKO hängt Landsman den Erinnerungen an jene alten Schach spielenden Jids nach, die vornübergebeugt in der hintersten Ecke des Cafés Einstein saßen. Es ist Viertel nach sechs in der Früh, auf seiner Uhr. Nach dem Himmel, der leeren Hauptverkehrsstraße und dem Knoten der Furcht in seinem Magen zu urteilen, ist es mitten in der Nacht. So dicht am Polarkreis und an der Wintersonnenwende dauert es noch mindestens zwei Stunden bis zum Sonnenaufgang.

Landsman sitzt am Steuer eines Chevrolet Chevelle Super Sport von 1971, den er vor zehn Jahren in einem Anflug von nostalgischem Optimismus gekauft hat und seitdem fährt, auch wenn die unsichtbaren Mängel des Wagens nicht mehr von seinen eigenen zu unterscheiden sind. Beim 71er-Modell wurden die beiden Scheinwerferpaare durch ein einziges Paar ersetzt. Eine der Birnen ist durchgebrannt. Wie ein Zyklop tastet sich Landsman die Promenade entlang. Vor ihm erheben sich die Apartmenttürme der Shvartser-Yam auf ihrer künstlich angelegten Landzunge inmitten des Sitka-Sunds, sie kauern in der Dunkelheit wie von einem Wasserwerfer zusammengetriebene Gefangene.

Mitte der Achtzigerjahre, in den euphorischen Anfangstagen des legalen Kasinobetriebs, bauten russische Shtarker Shvartser-Yam auf potenziellem Erdbebengelände. Time-share-Apartments, Ferienunterkünfte und Junggesellenwohnungen, das war die Idee, dazu im Zentrum des Geschehens das Grand-Yalta-Kasino mit seinen überfüllten Tischen. Doch das legale Glücksspiel ist passé, es wurde vom Gesetz zur Erhaltung traditioneller Werte verboten, und das Kasinogebäude beherbergt heute einen Kosher-Mart, ein Walgreens und ein Outletcenter von Big Macher. Die Shtarker finanzieren wieder illegale Lotterien, Wett-

stuben und Würfelspiele. Die Urlauber und lockeren Typen sind einer Bevölkerung aus zwielichtigen Gestalten der höheren Klasse, russischen Immigranten, einer Prise ultraorthodoxer Juden und einer Gruppe bürgerlicher Semikünstler gewichen, denen die Atmosphäre ruiniertes Festlichkeit gefällt, die auf dieser Gegend liegt wie ein Streifen Lametta über dem Zweig einer nackten Tanne.

Die Familie Taytsh-Shemets wohnt im dreiundzwanzigsten Stock des Dnyeper. Das Dnyeper ist so rund wie ein Stapel Pastedosen. Viele Bewohner verschmähen den schönen Blick auf den eingestürzten Kegel von Mt. Edgecumbe, den leuchtenden Safety Pin und die Lichter der Untershtot, denn sie haben ihre geschwungenen Balkone mit Sturmglas und Jalousien versehen, um einen zusätzlichen Raum zu gewinnen. So auch die Taytsh-Shemets, als das Kind kam – das erste. Jetzt schlafen die beiden kleinen Taytsh-Shemets dort draußen, verstaut auf dem Balkon wie ausrangierte Skier.

Landsman stellt seinen Super Sport hinter dem Müllcontainer in der Parklücke ab, die er inzwischen als seine betrachtet, auch wenn er vermutet, dass ein Mann besser keine zärtlichen Gefühle für eine Parklücke hegen sollte. Für das Auto einen Platz zu haben, der dreiundzwanzig Stockwerke unter einer immer gültigen Einladung zum Frühstück liegt, sollte im Herzen eines Mannes nie als Heimkehr gelten.

Er ist einige Minuten vor halb sieben da, und obwohl er ziemlich sicher ist, dass im Haushalt Taytsh-Shemets bereits alle auf den Beinen sind, entscheidet er sich für die Treppe. Das Treppenhaus des Dnyeper stinkt nach Seeluft, Kohl und kaltem Beton. Oben angekommen, zündet Landsman eine Papiros an, um sich für seinen Fleiß zu belohnen, bleibt auf der Fußmatte der Taytsh-Shemets' stehen und leistet der Mesusa Gesellschaft. Einen Lungenflügel hat er bereits herausgehustet, der zweite ist unterwegs, als Ester-Malke Taytsh die Tür öffnet. In der Hand hält sie einen Schwangerschaftsteststreifen mit einem Tropfen Flüssigkeit auf der ausschlaggebenden Stelle. Das muss Urin sein. Als sie merkt,

dass Landsman den Streifen registriert, lässt sie ihn kühl in der Tasche ihres Bademantels verschwinden.

»Du weißt, dass wir eine Klingel haben, oder?«, sagt ihre Stimme hinter einem wirren Vorhang ziegelbraunen Haars, das zu fein ist für die Bobfrisur, die sie immer trägt. Es hat die Angewohnheit, sich über ihr Gesicht zu ergießen, besonders wenn sie schlaue Sprüche von sich gibt. »Ich meine, husten geht natürlich auch.«

Sie lässt die Tür offen und Landsman auf der dicken Kokosmatte mit der Aufschrift HAU AB stehen. Beim Eintreten berührt Landsman die Mesusa mit zwei Fingern und küsst sie mechanisch. So macht man es, wenn man gläubig ist wie Berko oder ein sarkastisches Arschloch wie Landsman. Er hängt seinen Hut und den Mantel an ein Elchgeweih neben der Wohnungstür. Dann folgt er Ester-Malkes dürrer Hintern im weißen Baumwollbademantel durch den Flur in die Küche. Die Küche ist schmal und wie eine Kombüse eingerichtet: Herd, Spüle und Kühlschrank an der einen, die Schränke an der anderen Seite. Eine Frühstückstheke mit zwei Hockern bildet den Übergang zum Wohnesszimmer. Dampf ringelt sich in Comic-Eisenbahn-Wölkchen aus einem Waffeleisen auf der Arbeitsplatte. Die Kaffeemaschine hustet und spuckt wie ein angeschlagener jüdischer Polizist nach zehn Treppen.

Landsman nähert sich seinem Lieblingshocker und bleibt daneben stehen. Aus der Tasche seines Tweedsakkos holt er ein Miniaturschachspiel und packt es aus. Er hat es im vierundzwanzig-Stunden-Drugstore am Korczak-Platz gekauft.

»Der große Dicke noch im Schlafanzug?«, fragt er.

»Zieht sich an.«

»Der kleine Dicke?«

»Sucht 'ne Krawatte aus.«

»Und der andere, wie heißt er noch mal?« Nach der jüngsten Mode, Nachnamen zu Vornamen umzuschmieden, heißt der kleine Spross Feingold Taytsh-Shemets. Genannt wird er Goldy. Vor vier Jahren hatte Landsman die Ehre, Goldys kleine Beinchen

festzuhalten, während sich ein uralter Jude mit einem Messer auf seine Vorhaut stürzte. »Seine Majestät.«

Als Antwort nickt Ester-Malke in Richtung Wohnesszimmer.

»Immer noch krank?«, fragt Landsman.

»Schon besser heute.«

Landsman geht um die Frühstückstheke herum und vorbei an der Glasplatte des Esstischs zur großen weißen Couchkombination, um sich anzusehen, was das Fernsehen mit seinem Patenkind anstellt.

»Guck mal, wer hier ist«, sagt er.

Goldy trägt seinen Eisbär-Schlafanzug – absolut angesagter Retrochic für jedes jüdische Kind in Alaska. Eisbären, Schneeflocken, Iglus und die übrige nordische Metaphorik, die in Landsmans Kindertagen so allgegenwärtig war – das alles ist wieder hochmodern. Nur scheint es diesmal ironisch gemeint zu sein. Schneeflocken, ja, die fanden die Juden hier vor, doch dank der Treibhausgase gibt es davon nun messbar weniger als in den alten Zeiten. Eisbären hingegen gar keine. Keine Iglus. Keine Rentiere. Eigentlich nur viele zornige Indianer, Nebel und Regen und ein fünfzig Jahre anhaltendes Gefühl, fehl am Platz zu sein, so durchdringend, so tief in den Organismus der Juden getrieben, dass es überall auftaucht, selbst auf den Pyjamas der Kinder.

»Gehst du heute zur Arbeit, Goldele?«, fragt Landsman. Er drückt den Handrücken gegen die Stirn des Jungen. Sie ist angenehm kühl. Goldys Jarmulke mit Shnapish, dem Hund, sitzt schief, Landsman streicht sie glatt und rückt die Haarklemme zurecht. »Geht's auf Verbrecherjagd?«

»Klar, Onkel Meyer.«

Landsman hält dem Jungen die Hand hin, und ohne aufzusehen, schiebt Goldy sein trockenes kleines Pfötchen hinein. Ein blaues Rechteck schwimmt auf dem feuchten Film seiner dunkelbraunen Augen. Landsman hat die Sendung aus dem Schulfernsehen schon einmal zusammen mit seinem Patenkind geschaut. Wie neunzig Prozent aller Sendungen kommt sie aus dem Süden und wird jiddisch synchronisiert. Sie handelt von den Abenteuern

zweier Kinder mit jüdischen Namen, die offensichtlich keine Eltern haben und aussehen, als wären sie halbe Indianer. Sie besitzen die magische Schuppe eines Drachens aus Kristall, mit der sie sich wünschen können, in das Land der Pastelldrachen zu reisen, die sich nur durch ihre Farbe und ihr Maß an Blödheit voneinander unterscheiden. Es dauert nicht lange, da verbringen die Kinder immer mehr Zeit mit der magischen Drachenschuppe, bis sie eines Tages in das Land der Regenbogenidiotie reisen und nicht mehr zurückkehren. Ihre Leichen werden vom Nachtportier einer billigen Unterkunft gefunden, jedes Kind hat eine Kugel im Hinterkopf. Vielleicht, denkt Landsman, geht durch die Übersetzung doch etwas verloren.

»Willst du immer noch ein Nos werden, wenn du einmal groß bist?«, fragt Landsman. »So wie dein Papa und Onkel Meyer?«

»Ja«, sagt Goldy, ohne Begeisterung. »Auf jeden Fall.«

»Guter Junge!«

Sie geben sich erneut die Hand. Dieses Gespräch ist für Landsman das Gegenstück zum Küssen der Mesusa: Anfangs macht man es aus Spaß, am Ende ist es ein Band, an dem man festhält.

»Fängst du mit Schach an?«, fragt Ester-Malke, als er in die Küche zurückkehrt.

»Gott bewahre!«, sagt Landsman. Er klettert auf den Hocker und plagt sich mit den winzigen Bauern, Springern und Königen seines Reisesets ab, arrangiert sie wie auf dem Brett, das der sogenannte Emanuel Lasker zurückließ. Landsman hat Schwierigkeiten, die Figuren auseinanderzuhalten, und immer wenn er sich eine vors Gesicht hält, um sie besser zu erkennen, lässt er sie fallen.

»Guck mich nicht so an!«, sagt er versuchsweise zu Ester-Malke, ohne sie anzusehen. »Das kann ich nicht leiden.«

»Verdammt, Meyer«, sagt sie mit Blick auf seine Hände. »Du bist ganz schön tatterig.«

»Hab die ganze Nacht nicht geschlafen.«

»Aha.«

Die Sache mit Ester-Malke ist die, dass sie, bevor sie wieder zur

Schule ging, dann Sozialarbeiterin wurde und Berko heiratete, sich eines kurzen, aber beachtlichen Werdegangs als Versagerin aus Süd-Sitka erfreute. Zu ihrer Vergangenheit gehören ein paar Schmalspurganoven, eine bereute Tätowierung auf dem Bauch und eine Brücke im Kiefer als Souvenir des letzten Mannes, der sie misshandelte. Landsman kennt Ester-Malke länger als Berko, denn er lockte sie wegen Vandalismus ein, als sie noch zur Highschool ging. Aus Intuition und Gewohnheit weiß Ester-Malke, wie man einen Versager behandelt, doch spart sie sich das Vorwurfsvolle, das in ihr hochkommt, wenn sie ihre eigene vergeudete Jugend betrachtet. Sie geht zum Kühlschrank und holt eine Flasche Bruner Adler heraus, ploppt sie auf und reicht sie Landsman. Er rollt sie über seine schlaflosen Schläfen und nimmt einen großen Schluck.

»Und?«, sagt er, sich augenblicklich besser fühlend. »Bist du drüber?«

Sie setzt eine halb theatralische, schuldbewusste Miene auf, fühlt nach dem Schwangerschaftsteststreifen, lässt dann aber die Hand in der Tasche und umfasst den Streifen, ohne ihn herauszuholen. Da Ester-Malke das Thema ein- oder zweimal angeschnitten hat, weiß Landsman, dass sie besorgt ist, er könne sie und Berko wegen ihres erfolgreichen Zuchtprogramms und ihrer beiden hübschen Söhne beneiden. Das tut Landsman tatsächlich, manchmal voller Bitterkeit. Aber wenn sie davon spricht, bemüht er sich normalerweise, es zu leugnen.

»Scheiße«, sagt er, als ein Läufer unter den Barhocker hopst und unterm Schrank verschwindet.

»War das ein schwarzer oder ein weißer?«

»Ein schwarzer. Ein Läufer. Scheiße. Jetzt ist er weg.«

Ester-Malke geht zum Gewürzregal, schnürt den Bademantel enger und wägt ihre Möglichkeiten ab.

»Hier«, sagt sie. Sie holt ein Glas mit Schokoladenstücken heraus, dreht es auf, schüttet ein Stück auf ihre Handfläche und reicht es Landsman. »Nimm das.«

Landsman kniet unter der Frühstückstheke. Er findet den feh-

lenden Läufer und schafft es, ihn in das Loch bei h6 zu stecken. Ester-Malke stellt das Glas wieder in den Schrank und kehrt mit der rechten Hand zum Geheimnis in ihrer Bademanteltasche zurück. Landsman isst die Schokolade.

»Weiß Berko Bescheid?«, fragt er.

Ester-Malke schüttelt den Kopf, versteckt sich hinter ihrem Haar.

»Ist nichts«, sagt sie.

»Offiziell nichts?«

Sie zuckt mit den Achseln.

»Hast du noch nicht draufgeguckt?«

»Hab Angst.«

»Wovor hast du Angst?«, fragt Berko und erscheint mit dem kleinen Pinchas Taytsh-Shemets – unweigerlich Pinky genannt – in der rechten Armbeuge in der Küchentür. Vor einem Monat wurde der Kleine mit einem Kuchen und einer Kerze gefeiert. Das heißt, errechnet Landsman, dass der dritte Taytsh-Shemets ungefähr einundzwanzig, zweiundzwanzig Monate nach dem zweiten eintreffen müsste. Und sieben Monate nach der Reversion. Nach sieben Monaten in der unbekanntenen kommenden Welt. Ein weiterer kleiner Gefangener von Geschichte und Schicksal, ein weiterer potenzieller Messias – denn Messias, sagen die Experten, wird in jede Generation geboren –, der die Segel der wild gewordenen Karavelle der Träume des Propheten Elija füllen soll. Ester-Malkes Hand kommt aus der Tasche, ohne Schwangerschaftstest. Mit erhobener Augenbraue gibt sie Landsman ein Süd-Sitka-Zeichen.

»Sie hat Angst zu hören, was ich gestern gegessen habe«, sagt Landsman. Als Ablenkungsmanöver holt er Laskers Exemplar der 300 *Schachpartien* aus der anderen Seitentasche seines Sakkos und legt es neben das Schachspiel auf die Theke.

»Geht es um deinen toten Junkie?«, fragt Berko und bäugt das Brett.

»Emanuel Lasker«, sagt Landsman. »Aber das war nur der Name auf dem Meldezettel des Hotels. Wir haben keinerlei Aus-

weispapiere bei ihm gefunden. Wir wissen noch nicht, wer er wirklich war.«

»Emanuel Lasker. Der Name kommt mir bekannt vor.«

In Anzughose und Hemdsärmeln quetscht sich Berko seitlich in die Küche. Seine Hose ist aus grauer Merinowolle mit Bundfalten vorne und hinten, das Hemd reinweiß. An seinem Hals hängt, hübsch gebunden, eine dunkelblaue Krawatte mit orangefarbenen Tupfen. Die Krawatte ist extralang, die Hose ist weit und wird von dunkelblauen Hosenträgern gehalten, gedehnt durch Umfang und Wölbung seines Bauches. Unter dem Hemd trägt Berko das mit Fäden verzierte Vier-Ecken, und eine schmucke blaue Jarmulke thront auf dem schwarz glänzenden Ginster seines Hinterkopfs, doch auf seinen Wangen will einfach kein Bart haar sprießen. Auf der Gesichtshaut der Männer seiner Familie mütterlicherseits ist kein Barthaar zu finden, zweifellos schon seit der Zeit, als der Rabe alles erschuf (außer der Sonne, die stahl er). Berko ist gläubig, aber auf seine eigene Weise und aus ganz privaten Gründen. Berko Shemets ist ein Minotaurus, und die Welt der Juden ist sein Labyrinth.

Zu den Landsmans im Haus auf der Adler Street kam er an einem Spätfrühlingstag im Jahr 1981, ein watschelndes Riesenbaby, im Sea Monster House des Raben-Clans vom Langhaarstamm bekannt als Johnny Bear, der Jude. In seinen Mukluks brachte er es an jenem Nachmittag auf einen Meter dreiundsiebzig, dreizehn Jahre alt und nur zweieinhalb Zentimeter kleiner als der achtzehnjährige Landsman. Bis zu jenem Augenblick hatte niemand gegenüber Landsman und seiner kleinen Schwester diesen Jungen erwähnt. Jetzt sollte das Kind in dem Zimmer schlafen, das einst Meyers und Naomis Vater als Klein-Flasche für die Endlosschleifen seiner Schlaflosigkeit gedient hatte.

»Wer bist du überhaupt?«, fragte Landsman den Jungen, der sich seitlich ins Wohnzimmer stahl. Er drehte eine Schirmmütze in den Händen und registrierte die Umgebung mit seinem dunklen, alles verzehrenden Blick. Hertz und Freydl standen draußen auf dem Bürgersteig und schrien sich an. Offenbar hatte Lands-

mans Onkel seiner Schwester gegenüber zu erwähnen versäumt, dass sein Sohn zu ihr ins Haus kommen würde.

»Ich heiÙe Johnny Bear«, sagte Berko. »Ich gehöre zur Shemets-Kollektion.«

Bis heute ist Hertz Shemets ein bekannter Fachmann für die Kunst- und Gebrauchsgegenstände der Tlingit. Einmal führte ihn dieses Hobby oder dieser Zeitvertreib auf einer Wanderung tiefer und weiter in das Indianerland, als je ein Jude seiner Generation gekommen war. Ja, doch, seine Beschäftigung mit der Kultur der Eingeborenen, seine Reisen in das Indianerland waren eine Trotzreaktion auf seine Tätigkeit bei der Spionageabwehr in den Sechzigern. Aber sie waren mehr als das. Hertz Shemets fühlte sich vom indianischen Leben angezogen. Er lernte, einen Seehund mit einem Stahlhaken durch das Auge zu töten, einen Bär zu schlachten und zu pökeln und den Geschmack von Kerzenfischfett genauso zu lieben wie den von Schmalz. Und er zeugte ein Kind mit Miss Laurie Jo Bear aus Hoonah. Als sie beim sogenannten Synagogen-Aufstand getötet wurde, rief ihr halbjudischer Sohn, Objekt von Verachtung und Schikane innerhalb des Raben-Clans, seinen ihm kaum bekannten Vater um Hilfe an. Es war ein Zwischenschritt, ein überraschendes Manöver in der erwartbaren Entwicklung eines Spiels. Es erwischte Onkel Hertz auf dem falschen Fuß.

»Was hast du vor, willst du ihn etwa wegschicken?«, schrie er Landsmans Mutter an. »Die machen ihm das Leben da oben zur Hölle. Seine Mutter ist tot. Von Juden ermordet.«

Tatsächlich wurden elf Ureinwohner Alaskas bei den Krawallen getötet, die auf die Bombardierung eines Gebetshauses folgten, das eine Gruppe von Juden auf umstrittenem Land erbaut hatte. Auf jenen kleinen Inseln gibt es Bereiche, wo die von Harold Ickes gezeichnete Landkarte zögert und sich auf gepunktete Linien beschränkt. Die meisten Ecken sind zu abgelegenen oder gebirgig, um bewohnt zu sein, sie sind das ganze Jahr über gefroren oder überflutet. Aber einige dieser schraffierten Flecken, erlesen, eben und mild, sollten für die Juden in ihrer großen Zahl über die